

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Woas, Franz: Die Bürgschaft

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Die Bürgschaft.

Von Franz Woas-Wiesbaden.



In Hause Peter Hells, des Schmiedemeisters, war der Unfriede eingelehrt.

Wie hatten bis dahin die drei — Meister Hell, sein Weib und sein Kind — so friedfertig miteinander gehaust! Er war der einzige Schmied im Dorfe und verstand sich vortrefflich auf seine Arbeit. Er war nicht umsonst draußen in der Fremde gewesen, und als er heimgekehrt war und vom alten Vater die Schmiede übernommen hatte, da wuchs ihm nur alles so aus dem Boden heraus.

Die Frau, die er bald darauf heimgeführt hatte — ein blutarmes Nachbarkind, das er die ganze Zeit über treu im Herzen behalten —, verstand es ihrerseits, gut zusammenzuhalten, was der Mann erwarb; und so war es kein Wunder, wenn Peter Hell im Laufe der Jahre ein wohlhabender Mann geworden war.

In seiner Werkstatt ging den ganzen Tag über das Feuer nicht aus. Weit und breit gab es keine Schmiede, die so gut ausgerüstet war mit aller Art neuer Hilfsmaschinen und Werkzeugen. Weit über die Berge her brachten die Bauern in Peter Hells Werkstatt ihr Ackergerät, wenn es schadhaft geworden war.

Mich an seinen Kindern erlebte er Freude.

Lieb war es ihm ja gerade nicht, daß der Stephan, sein einziger Sohn, so weit draußen in der Welt war, nämlich weit hinter Afrika und noch ein ganzes Stück hinter Indien; aber das liegt jetzt einmal so in der Zeit! Die Welt ist inzwischen etwas größer geworden. Er, der Vater, war, als er wanderte, in der Hauptsache immer noch im lieben Vaterlande geblieben, und nur gelegentlich hatte er auch einmal über den Zaun des Landes geguckt, um zu sehen, wie sie drüben die Arbeit treiben. Jetzt, wo es die vielen Eisenbahnen und mächtig großen Dampfschiffe gibt, ziehen die jungen Leute zu denselben Zwecken über die Alpen hinweg, ja bis übers Meer hinaus. Eines Tages wird er schon wiederkommen, der Stephan.

Was aber die Tochter betrifft, so war auch sie vortrefflich eingeschlagen. Sie war ja freilich ein wenig zart für eine Schmiedetochter und etwas empfindsam; nichts weniger als ein derbes Bauernkind, — aber das hatte der Vater ja auch nicht aus ihr machen gewollt! Er hatte sie beizeiten in die Stadt getan, und da hatte sie auf einer guten Schule allerhand gelernt und angenommen, was über Bauernverstand weit hinausging. Aber sie war und blieb von Herzen gut, und das war doch die Hauptsache. Von der Mutter aber hatte sie den Haushalt erlernt.

Rahner sinkender Bote für 1912.

Trotz all der Weisheit, die sie sonst in sich trug, dünkte sie sich in Wahrheit nicht klüger als die Mutter und auch nicht klüger als der Vater. Ab und zu war es ihr freilich so durch den Sinn gestrichen, ob sie denn ihr Lebtag ein Bauernkind werde bleiben können. Die Stadt lockte sie doch und winkte ihr. Aber sie war bei Vater und Mutter geblieben und hatte ihnen treu zur Seite gestanden, — bis schließlich doch einmal eine Aenderung eingetreten war, die Aenderung, die dann den Unfrieden in das Haus bringen sollte. . . .

Sie hatte bei einem Besuche in der Stadt eine Bekanntschaft gemacht, und seltsamerweise war sie, die sonst als übermäßig ruhig galt, ja als kalt verschrien war, geradezu Feuer und Flamme gewesen.

Der junge Mann war dann auch eines Sonntags herausgekommen, schön und fein gekleidet, und hatte den Eltern in aller Form seinen Besuch abgestattet. Den Eltern hatte er soweit auch gefallen, namentlich der Mutter; der Vater hatte so seine Bedenken; er verglich ihn im stillen immer mit „seinem Stephan“ — und da stach er doch gewaltig ab! Er wollte an dem jungen Menschen auch so allerhand bemerkt haben; das waren ja aber alles nur Kleinigkeiten!

Unser Sophiechen war ganz glücklich, daß ihr Schatz richtig gekommen war und bei den Eltern vorgeprochen hatte. Er war zum Mittagessen eingeladen worden, und am Nachmittage hatte das Paar in Begleitung der Mutter einen Gang durch Feld und Wald gemacht. Die gute Mutter hatte sich da — der eigenen Jugend gedenkend — ab und zu einmal etwas abseits gehalten.

So konnten die beiden jungen Leute manch vertrautes Wort miteinander tauschen. Und wie verstand er es so gut, die Worte zu setzen. Es lag immer ein ganz besonderer Sinn in allem, was er sprach; und Sophiechen, die doch auch in der Schule ihr Teil gelernt hatte, mußte das aufseste zu schätzen. Voll Bewunderung sah sie zu dem Manne auf; Aug' und Ohr hingen an seinem Munde.



Am Nachmittage hatte das Paar einen Gang durch Feld und Wald gemacht.

Seit dem Tage stand es bei ihr fest: dieser oder keiner.

Aber damit begannen auch die Tage der bitteren Kämpfe für sie — und nicht weniger für die Eltern!

Der Vater, der nun gesehen, daß es Ernst werden sollte, machte nun auch seinerseits Ernst; er fuhr in die Stadt hinein und erkundigte sich in sorgsamster Weise nach dem jungen Manne. Von keiner Seite hörte er etwas Ungünstiges oder gar Schlimmes über Friß Hasselmann. Er hatte seine Lehrzeit als Handlungsgehilfe regelrecht überstanden, war dann erst in einer Eisenhandlung als Verkäufer tätig, dann trat er bei einem Bauunternehmer ein und arbeitete jetzt in einer großen Schuhfabrik, wo er einen schönen Gehalt bezog. Er war somit wohl imstande, eine Familie zu ernähren, zumal wenn er von der Frau etwas Zuschuß bekam. Die Eltern waren tot, Verwandte hatte er sonst keine. Niemand wußte etwas gegen ihn zu sagen, und doch — der alte Peter Hell konnte einmal das Gefühl nicht loswerden, als trete er überall auf unsichern Boden. . . .

„Nun, was hast du ausgerichtet?“ so fragte ihn die Frau, als er heimkam, und das Töchterchen lauschte hinter der Tür. Er brummte wohl etwas in den Bart hinein; er war sich selbst nicht klar in der Sache; als er der Frau aber alles eingehend erzählte, war diese ganz befriedigt davon. Es hatte doch tatsächlich niemand etwas Schlimmes über den jungen Menschen zu sagen gewußt; und auch Sophieschen war zufrieden.

„Seht ihr! Seht ihr!“ so jubelte sie; „es ist ein guter, folider Mensch.“

Das versing aber alles beim Vater nicht; er konnte sich nicht entschließen, seine Zustimmung zu der Heirat zu geben. Wochen- und monatelang gab es jetzt Streit in demselben Hause, in dem es früher so friedlich zugegangen war. Der Vater brummte und knurrte, die Mutter schmähete, Sophie aber ging mit ewig verweinten Augen durch die Stuben.

Niemals bisher — so sagte sie sich, und gelegentlich sprach sie es den Eltern gegenüber aus — hatte sie von diesen etwas ernstlich verlangt; immer hatte sie genau das getan, was die Eltern von ihr gewollt hatten; und nun, wo sie zum ersten und einzigen Male einen Wunsch hatte, wo es sich um ihr Lebensglück handelte, da versagten sie ihr den Wunsch! Sie, die sonst so gutmütig und zärtlich gewesen, war drauf und dran, den Eltern, und namentlich dem Vater, ordentlich gram zu werden.

„Sophie,“ sagte in der Zeit einmal der Vater plötzlich zu ihr, als sie mäuschenstill, mit gesenktem Kopfe darsaß, „Sophie, denkst du noch an die Geschichte mit . . .“ er stockte.

Sophie sah mit einem Male groß zum Vater auf. Der aber faßte sich und fuhr bestimmt und ernst, aber durchaus nicht böse fort: „Ich meine die Geschichte mit unserem Onkel Kimmel.“ —

Sophie machte wohnöglich noch größere Augen und eine leichte Röte huschte über die Wangen hinweg, die ihr von all dem Kummer schon ganz blaß und mager geworden waren. Wahrhaftig, sie hatte die Geschichte nicht vergessen. —

Dieser „Onkel Kimmel“ war ein Freund ihres Vaters, vielleicht zehn Jahre jünger als dieser, in

keiner Weise verwandt mit ihm; aber Sophie hatte ihn von klein auf „Onkel“ genannt, weil er früher beinahe täglicher Gast in ihrem Hause und allezeit ungemein freundlich, besonders zu ihr, gewesen war, — bis sich plötzlich und mit einem Schlage das Blatt gewendet hatte; er war von heute auf morgen wie umgewandelt gewesen, und ganz, ganz selten nur betrat er jetzt noch die Schwelle ihres Hauses — Sophie wußte es ganz genau, warum. . . .

„Siehst du, Sophie,“ fuhr der Vater in gültigem Tone weiter fort; „als damals Herr Kimmel zu uns kam und er dich zur Frau haben wollte —“ bei diesen Worten ging es dem Mädchen wie ein eisiger Schauer durch Herz und Glieder, „da hab' ich genau gewußt, was ich zu tun hatte: dich hab' ich erst gefragt. Dir hab' ich's überlassen, ob du ihn mochtest oder nicht. Niemals, in deinem ganzen Leben nicht, wird noch ein Mann kommen, der das Eigentum, das Vermögen hat, wie er, und der dich haben will.“

Unwillkürlich mußte Sophie dazu mit dem Kopfe zustimmend nicken; aber zugleich wehrte es sich weiter mächtig in ihr; sie bewegte und schüttelte sich; sie konnte den Schauer nicht los werden. . . .

„Laß doch das arme Kind in Ruß!“ fiel da die Mutter ein; sie stand rasch auf und trat zu der Tochter heran, die jetzt schluchzend ihr Haupt im Schoße der Mutter barg.

Der Vater schaute hinüber zu den Frauen und trommelte verlegen, beinahe ergriffen, mit seinen dicken schweren Fingern auf der Tischplatte. Er faßte sich dann aber und sprach das zu Ende, was er durchaus einmal hatte sagen müssen: „Siehst du, Kind, wir haben dich damals nicht gezwungen, den Mann zu nehmen, — wo wir doch genau wußten, daß er uns gram sein würde für alle Zeiten, — nun aber zwingt du auch uns nicht zu einem Manne, den wir nicht wollen, weil wir nicht wissen, was eigentlich an ihm ist.“ —

So schlimm standen die Sachen für die arme Sophie. Da geriet sie eines Tages auf einen ganz eigentümlichen Gedanken. Sie hielt sich schon längere Zeit ein Wochenblatt für Frauen, und darin stieß sie auf eine Ecke, die sie bis dahin gar nicht so recht beachtet hatte. Es war eine besondere Abteilung mit der Ueberschrift: „Handschriste und eutung“.

Jeder, der das Blatt hielt, bekam hier genaue Auskunft über den Charakter einer Person, wenn er nur wenige Zeilen von ihrer Handschrift einsandte — und drei Mark Gebühren dazu.

Das war ja wie gefunden für Sophieschen Fall. Die drei Mark waren da, und rasch waren auch die Zeilen der Handschrift, um die es sich handelte, beschafft. Man schnitt sie einfach aus einer der vielen Postkarten heraus, die er immer fandte. —

Mit unsagbarer Spannung sah nun Sophieschen dem Urteile über die Handschrift ihres Schatzes entgegen. Sie konnte schon den nächstfolgenden Samstag nicht erwarten, wo doch wahrhaftig noch nichts darüber erscheinen konnte. Dann aber wartete sie

von Woche zu Woche, — bis sie endlich im Blatte fand, was sie ersehnte.

Das Herz klopfte ihr so gewaltig wie wohl noch niemals im Leben, als sie in der bewußten Ecke die ihr so wohlbekannte Handschrift mit der eingefandten Zeile selbst groß und breit abgedruckt sah, — genau so, als ob er es mit eigener Hand da in das Blatt hineingeschrieben hätte. Es war ihr, wie wenn sie jetzt ein Urtheil über Leben und Tod erfahren sollte; jetzt sollte sie wissen, was eigentlich an dem Manne war, den sie so heiß liebte.

„Auf dem Heimwege trafen wir den Fortsteleuten“, so stand es da, und das zugehörige Urtheil über den Träger der Handschrift lautete wie folgt:

„Der Schreiber dieser Zeilen ist ein junger, strebsamer Mensch, etwas eigenwillig, was sich unter anderem aus der steilen Führung der Buchstaben und die gelegentlichen Häkchen ausdrückt; aber gerade diese Eigenwilligkeit dürfte, gepaart mit Beharrung beim Ziele, ihn voraussichtlich noch weit bringen.“ —

Laut jubelnd lief sie, mit dem Blatte in der Hand, zur Mutter. Nun mußte es ja zu Ende sein mit



„Auf dem Heimwege trafen wir den Fortsteleuten“, so stand es da.

und rasch holte sie ihm die Brille herbei, damit er nur selbst sogleich mit eigenen Augen alles lese. Anstatt nun aber sofort der Tochter zuzustimmen, las und las er immer von neuem — und bedächtig wiegte er sein kluges Haupt hin und her.

„Auf was so ein Mädchel nicht alles kommt,“ sagte er schließlich und sah immer wieder auf das Blatt.

„Man muß sich eben zu helfen wissen,“ erwiderte mit einigem Stolz die Tochter.

Der Vater aber fuhr fort: „Das klingt ja ganz schön, aber ein vorsichtiger Mann ist das doch, der das Urtheil abgegeben hat.“

„Wie so?“ sagte unruhig werdend die Tochter.

„Nun, so ohne alle Absicht sückt er doch nicht ein: wenn alles mit Beharrung gepaart ist.“

„So steht es aber doch nicht da, Vater,“ wandte die Tochter bestürzt ein.

„Wörtlich nicht, nein,“ erwiderte Meister Hell; „aber so will der Mann es gesagt haben, wenn sich hinterdrein doch ein ander Bild zeigen sollte. Recht hat der Mann ja auch: Beharrung führt allemal zum Ziele; dazu braucht einer noch nicht einmal ein solcher Ausbund von Geschicklichkeit und Strebsamkeit zu sein wie dein . . . wie der da . . .“

„Ach, Vater,“ war da die traurige Einrede der Tochter, „du hast einmal etwas gegen ihn . . .“

„Das stimmt, Sophie,“ erwiderte der Meister, „und nun kann ich dir's ja auch sagen: was mir an ihm nicht gefällt, ist, daß er seine Stellung schon so oft gewechselt hat.“

„Wie? Das ist mir ja noch gar nicht aufgefallen . . .“

„Das kann ich mir schon denken; aber mir ist es dafür aufgefallen. Weißt du denn nicht: Gelernt hat er in einem Kolonialwarengeschäft, dann geht er in eine Eisenhandlung; da bleibt er auch nicht; er geht zu einem Bauunternehmer, und jetzt ist er in einer Schuhfabrik — wie lange?“

Ganz erschrocken schaute die Tochter daren. Sie hatte an das alles noch niemals gedacht; sie hatte sich immer nur den Mann selbst angesehen; nur immer auf das gehört, was er zu ihr sprach. . . . Auf einmal kam ihr selbst der verwirrende Gedanke, ob sie sich nicht am Ende in ihm täuschte? — Aber nein, nein, das konnte, das durfte ja nicht sein; sie würde ja niemals ihres Lebens wieder froh sein können . . .

Der Vater aber fuhr inzwischen fort: „Solch ein Hin- und Herflackern mag ich nicht; es tut nicht gut. Wenn's in meinem Feuer an der Esse so flackert, dann sorg' ich bald, daß es anders wird. Auch die Menschen sollen ihr bißchen Feuer immer hübsch zusammenhalten; es brennt rasch genug herunter. Strebsamkeit, Eigenwilligkeit — das ist alles recht schön; aber bei der Stange muß einer bleiben. Und das will der Mann da in dem Blatt auch sagen; er drückt es nur etwas anders aus. Es bleibt dabei: er traut der Handschrift selbst nicht und ich — nun, ich traue dem ganzen Manne nicht.“

Das arme Mädchen, das schon gewonnen zu haben glaubte, war nun erst recht vernichtet. Sie ließ das Blatt liegen und ging laut weinend, leichenblaß und mit seltsamer Miene davon. . . .

Jetzt aber griff die Mutter ein; sie konnte das nicht länger mit ansehen. Sie kannte auch ihren Mann; der mußte seine Meinung erst einmal ordentlich gesagt haben, — dann war er der Meinung der andern eher zugänglich. Sie kannte aber ebenso auch ihre Tochter; so nachgiebig diese auch sonst war, — von dem, was sie einmal als ihren Lebenswunsch erkannt hatte, ließ sie sich nicht abbringen.

„Mann, was machst du!“ sagte die Frau zu Meister Hell. „Das gibt ein Unglück!“

„Unföhl!“ erwiderte er; und doch hangte und zitterte ihm das teilnahmvolle Vaterherz.

„Sie geht uns ins Wasser,“ fuhr die Mutter fort.

„Auch ich,“ setzte sie dann hinzu, indem sie mit großen Augen zu dem Manne auf sah, „ja, auch ich hätte das getan, — hätte ich dich nicht bekommen . . .“

Da war es um den armen Mann geschehen; die Tränen kamen ihm. Er gab seinen Widerstand auf; er willigte — wenn auch mit schwerem Herzen — in die Heirat seiner Tochter mit Fritz Haffelmann.

Sophie hatte also ihren Willen durchgesetzt; die Hochzeit fand statt. Unter reichlichen Tränen nahm die junge Frau Abschied von den Eltern, von Haus und Dorf; und ging es hinein in die Stadt.

Es war nur gut, daß sie dort nicht so ganz unbekannt war; so nagte doch das Heimweh nicht allzusehr an ihrem jugendlichen, empfindsamen Herzen. Und gut war es ferner, daß der Vater, seinen alten Groll gegen den Mann ganz vergessend, so überaus reichlich für das Paar gesorgt hatte. Er hatte alles getan, um ihr diesen mutigen Schritt ins Leben hinaus nach Kräften zu erleichtern.

Er hatte sie ganz großartig mit Möbelwerk, Tisch- und Bettzeug ausgestattet; als sie aber am Hochzeitstage im Begriffe stand, den Wagen zu besteigen, der sie nach der Stadt bringen sollte, da hatte er sie noch einmal still für sich beiseite genommen. Niemand durfte sie hören.

„Sophie,“ sagte er, „nun gehst du! Vergiß deine Eltern und deinen alten Vater nicht . . .“

Er strich ihr dabei mit seiner großen, rauhen, von den schweren Hämmern und dem heißen Feuer so arg mitgenommenen rechten Hand über das Haar und die Wangen, und mit der linken Hand holte er währenddem aus einer seiner Westentaschen ein kleines hellbraunes, sorgsam zusammengefaltetes Papierchen hervor.

„Das soll ein Notgroßchen für dich sein — für dich, Sophiechen, liebstes Sophiechen . . .“

Dabei rannen zwei große Tränen dem sonst so harten Manne über die braunen Wangen.

Ganz verwundert, aber in heller Freude steckte die junge Frau das Geld, einen Tausendmarktschein, von niemand sonst gesehen, in ihr Täschchen; dann aber beugte sie sich über die Hand des Vaters und küßte sie innig. . . .

Titel Freude und Glück war bei dem jungen Paare in der Stadt; auch wenn es einmal zu Besuch hinaus ins Dorf kam, machte es fröhliche Gesichter.

Bald kam aber doch die Zeit, wo sie beide recht ernste Mienen aufgesteckt hatten, wenn sie sich draußen im Dorfe und in der Schmiede sehen ließen. Eines Tages kamen sie gar mit einem ganz besonderen Anliegen; das heißt, im Grunde genommen ging dieses Anliegen nur vom Schwiegerjohn aus, aber die Tochter war mit der Sache einverstanden.

Den jungen Mann litt es nicht länger in seiner abhängigen Stellung, er wollte sich selbständig machen. Was so viele andere fertigbrachten, meinte auch er fertigzubringen. Die junge Frau widersriet nicht; sie glaubte noch immer an das Urtheil, das seinerzeit über die Handschrift ihres Mannes gefällt worden war, und legte es heute noch im besten Sinne aus.

Die Eltern widerstrebten. Ihnen schien eine sichere Stellung, wenn sie auch verhältnismäßig wenig einbrachte, immer noch besser als ein Geschäft, von dem niemand im voraus wissen konnte, wie es ging.

„Aber Vater,“ warf der Schwiegerjohn ein, „jeder sucht sich doch zu verbessern, sich womöglich auf eigene

Füße zu stellen. Das ist doch das Naturgemäße. Du hast doch auch deine Schmiede selbständig übernommen . . .“

„Das war etwas ganz anderes,“ war die Gegenrede des Alten, „die Schmiede war bereits da; sie ging.“

„Man bringt auch ein neues Geschäft in die Höhe,“ erwiderte hartnäckig der Schwiegerjohn; „das erlebt man doch alle Tage.“

„Wenn man Geld hat, viel Geld,“ war da die Einrede.

„Solche Leute, die Geld haben, gibt es doch,“ meinte da der Schwiegerjohn und sah den Alten dabei bezeichnend an; der aber tat ganz so, als verstände er auch nicht das geringste davon, was der Schwiegerjohn doch so greifbar andeutete. Er hatte dem Manne da, dem er im Grunde genommen nie etwas Rechtes zugetraut, seine Tochter gegeben, weil es nun eben nicht anders gegangen war, und eine schöne Ausstattung dazu, — ihm nun auch noch sein sauer erworbenes Geld hinzugeben, das fiel ihm gar nicht ein. Auch er hatte das Urtheil über die Handschrift gut im Gedächtnis behalten, der Unterschied war nur der: er legte sich die Worte noch immer auf seine Art, das heißt ungünstig für den Herrn Schwiegerjohn, aus. —

Der Alte ist aber doch schwer von Begriffen,“ meinte der Schwiegerjohn, als er mit der Frau wieder im Wägelchen saß und so ohne alles Ergebnis nach der Stadt zurückfuhr.

Noch einige Male rollte daselbe Wägelchen immer zu gleichem Zwecke aus der Stadt heraus; aber der Alte blieb hartnäckig, und das Ergebnis war immer das nämliche. So wurde das Urtheil, das der Schwiegerjohn über den Alten fällte, immer deutlicher und herber.

„Ein alter dummer Dickkopf ist er,“ hieß es schließlich, und gar noch schlimmere Ausdrücke fielen. . . .

Sophiechen saß dann immer mit traurigen Augen da; ein Zwiespalt ging durch ihr Herz. . . .

Eine geraume Zeit lang ließen sich beide draußen nicht mehr sehen. Die Mutter hatte schon so ihre besonderen Gedanken, und richtig — eines Tages trifft ein Telegramm ein:

„Ein Sohn geboren . . .“

Nun aber rasch in die Stadt hinein!

Dem Meister stand an dem Tage wieder einmal die ganze große Werkstatt voll von lahmen Ackergeräten aller Art, — sonst hätte er sich bei der hellen Freude, die über ihn gekommen war, sogleich nach der Stadt hineingemacht. Aber nein! Die Arbeit! Das Geschäft! Das ging doch über alles! Es kamen ja auch wieder stillere Zeiten; da wollte er zu ihr, der geliebten Tochter. So schickte er die Mutter hin; das war ja noch besser für den Fall. —

Als nun die Frau Meisterin nach etlicher Zeit wieder heimkehrte, hatte sie eine sonderbare Miene aufgesteckt.

Der Mann bemerkte das anfangs nicht.

„Wie geht's? Wie steht's?“ so rief er sie freudig an, als er ihr vom Wagen half. „Was macht das Entelkind? Schau! Bist jetzt Großmutter geworden und halt immer noch rund und hübsch. . . .“ Dabei küßte er sie derb auf beide Backen.

Da aber sah er die bedrückte und bekümmerte Miene der Frau.

„Was machst du denn für ein Gesicht?“ fragte



„Wie geht's? Wie steht's?“ so rief er sie freudig an.

er ganz bestürzt. „Es ist doch nichts Schlimmes im Mizuge?“

Die Frau wich der Frage aus, und der Meister seinerseits vergaß es, bei der vielen Arbeit, die auf ihm lastete, weiterzuforschen; er machte sich an seine Eggen, seine Sä- und Entenmaschinen. Zur Stadt hinein kam er vorläufig nicht.

Eines Tages aber kam man dafür zu ihm aus der Stadt heraus. War das eine Freude! Die helle Sonne lag nun nicht nur auf Dorf und Flur, sondern auch auf den Gesichtern des biederen Großelternpaares, als Sophieschen dahergefahren kam, den Entel in den Armen!

Laut weinte die Mutter dazu, und auch dem Alten stand es naß in den Augen, — diesmal aber vor lauter Lust und Glück.

Der Schwiegerjohn war nicht mit von der Partie gewesen; er hatte zu viel zu tun. Dafür erschien er einige Zeit später; aber sapperlot! — was machte denn der für ein sonderbares Gesicht? Was hatte er nur? Er hätte doch von Rechts wegen laut lachen und jubeln sollen!

Nur zu bald stellte sich alles heraus: er hatte — den Eltern zum Troste — sich doch selbständig gemacht; er hatte ein eigenes Geschäft angefangen, das angeblich auch ganz ausgezeichnet eingeschlagen war; aber — wie das heutzutage einmal nicht

anders ist — Kredit allein, so reichlich er selbstverständlich auch für ihn da war, tut's nicht; es muß notwendig auch bares Geld oder zum wenigsten ein gehöriges „Bankkonto“ da sein; und deutlich wies der Schwiegerjohn darauf hin, jetzt wär's die Zeit, um ihm zu helfen.

„Das tut mir leid,“ war da aber der Bescheid des Alten, „daß du solche Geschichten gemacht hast, — ohne mich nur zu fragen. Jetzt kannst du sehen, wie du ohne mich fertig wirst.“

„Ist das dein letztes Wort?“ fragte darauf der Schwiegerjohn ganz böse und erhob sich dabei, bet nahe drohend.

„Das ist es,“ war die Antwort.

„Und die da?“ fragte der Schwiegerjohn weiter, indem er auf seine Frau wies.

„Nun, nun,“ erwiderte da der Alte etwas zögernd; „wenn sie dir . . . ich habe ihr tausend Mark gegeben . . . wenn sie dir sie geben will . . .“

„Haha,“ lachte da der Mann in roher Weise auf. „Tausend Mark! So ein Lumpengeld! Die sind natürlich längst dahin!“

Da stand auch der Vater von seinem Sitze auf, und in seiner ganzen starken derben Figur stellte er sich vor den Schwiegerjohn hin, der dagegen gar klein und schwächlich aussah.

„Wenn sich das alles so verhält,“ sagte er dann ruhig, aber laut und deutlich, „dann bekommst du erst recht nichts.“

Mit diesen Worten verließ der Alte die Stube und ging an seine Arbeit. Wie wild aber schlug er auf die Eisen los, und kein Geselle und kein Lehrlinge hatte den Meister jemals so ungebärdig gesehen. —

Wie es aber so geht, die Zeit kam doch, wo er wieder zugänglicher wurde, wo er wieder weicher gestimmt war. Im Innersten des Herzens tat ihm doch sein eigen Kind unendlich leid. In Gram undummer wußte er es, und er sollte ihr nicht helfen? Hätte es sich nur um sie allein gehandelt, dann hätte er schon gewußt, was er zu tun hatte. So aber stand immer der Schwiegerjohn zwischen ihm selbst und der Tochter. Was ging ihn der in Wahrheit an? Er hatte ihn im Grunde des Herzens niemals leiden können. Nun zeigte sich gar, daß er heimtückisch war; nie und nimmer durfte er das Geschäft anfangen, ohne ihn, den Vater, vorher zu fragen. Nun saß der leichtsinnige Mensch in der Klemme, und da sollte der Schwiegervater in aller Güte ihn wieder herausziehen, — er wird sich sein hüten, nach alledem. — Dann aber wieder die arme Sophie, das arme Kind! Und — der arme kleine Wurm von Entel dazu! Ach, es war ja schier zum Weinen und Verzweifeln!

Und was war die Folge von all dem Sinnen und Trachten, Hin- und Her-Überlegen? Der gute alte Mann ließ sich richtig breitschlagen.

„Du brauchst uns ja gar kein Bargeld zu geben,“ so hatte es geheißt und war in gar glatten Worten von den Lippen des Schwiegerjohnes gekommen, der

auch sachlich ruhig und dann wunder wie sanft reden konnte, wenn er es wollte; „nein nicht einen Pfennig brauchst du uns bar hinzulegen.“

„Wie denn sonst?“ fragte der Vater dagegen.

„Du kennst doch die Gebrüder Seligmann, das Bankhaus?“

„Ja, ja.“

„Siehst du, das Haus eröffnet mir sofort ein Konto bis zu zehntausend Mark — auf dein bloßes Wort hin. Ich habe schon mit ihnen gesprochen. Dein Wort und deine Unterschrift, — dem Notzhild seine Unterschrift gilt nicht mehr als deine.“

Der Alte fühlte sich bei den Worten doch nicht wenig gehoben und geschmeichelt.

„Du brauchst nur einen Bürgschaftschein zu unterschreiben,“ fuhr der Schwiegersohn eifrig fort; „nur der Form wegen. Seligmann, ein Bankhaus, das mit Millionen arbeitet — was bedeuten dem zehntausend Mark! Es muß aber naturgemäß gewisse Formen innehalten; ein einfacher Schein genügt schon; ich glaube nicht einmal, daß der Notar dazu nötig sein wird.“

„Es ist trotz allem immer so gut wie eine richtige Bürgschaft,“ wandte der noch schwankende, aber doch schon halb gewonnene Mann ein; „und eines Tages — wer weiß! — muß ich doch bezahlen!“

„Niemals, Vater, niemals!“ so versicherte der Schwiegersohn, und feierlich, wie zum Schwur, hob er die rechte Hand dabei in die Höhe.

„Wir halten alles treu zusammen, Vater!“ flocht da auch die Tochter ein.

„Du, ja du!“ erwiderte ihr der Vater und sah sie mit einem Blicke des Vertrauens und der Liebe an.

„Tue es, tue es!“ bat auch die Mutter; „damit wir endlich wieder Ruhe und Frieden im Hause haben und einig bleiben mit unsern Kindern!“

Kurz, er mußte es tun; alle verlangten es, und er tat es; er verbürgte sich mit zehntausend Mark für den Schwiegersohn. —

Was mußte mit dem vielen Gelde das Geschäft, die Schuhfabrik nämlich, die angefangen worden war, jetzt so gut gehen! Monate vergingen, ja ein volles halbes Jahr war ins Land gegangen, — man sah und hörte nichts von dem jungen Paar. Das Geschäft, die Fabrik, wird sie halt ganz in Anspruch nehmen. —

Da aber hörte man doch etwas, — nur schien es nichts Erfreuliches zu sein. Ein Telegramm kam aus der Stadt; darin standen nur die Worte:

„Mutter, komme gleich her. Sophie.“

„O Gott, o Gott!“ jammerte da die Meisterin; „unsere Sophie liegt im Sterben!“

Auch der Vater war zu Tode bestürzt. Noch in derselben Stunde setzte sich die Frau auf den Wagen, um zur Stadt zu fahren. Was aber war's? Die Tochter war gesund, der Mann war gesund, das kleine spielte kreuzmunter am Boden mit seinem Pferdchen — und dennoch war es ein Todesfall, es war doch jemand hin, — nämlich das „blühende Geschäft“, die nagelneue Schuhfabrik! Es war zu

Ende damit. Der Mann hatte Bankrott gemacht. Das Geld war bis auf den letzten Groschen verbraucht; für keinen Pfennig mehr wollten die Gebrüder Seligmann weiter Kredit geben. Der Schwiegersohn selbst hatte den Konkurs anmelden müssen. —

„Ich bin aber,“ so versicherte er hoch und heilig der verzweifelnden Meisterin, „ohne alle und jede Schuld. Das Geschäft ging nämlich ganz ausgezeichnet. Denke dir: zwölftausend Paar Schuhe habe ich verkauft in den wenigen Monaten! Wer bringt das sonst fertig? Das aber konnte natürlich keine Menschenseele ahnen, daß sie in Argentinien über Nacht um fünfzig Prozent mit den Häutepreisen abgeschlagen werden! Siehst du, Mutter, ganz allein daran hat es gelegen, an nichts anderem; nicht etwa an mir. Wie ein Pferd hab' ich geschupstet die ganze Zeit über, — jetzt hat das ganze schöne Lager noch nicht den halben Wert. . . .“

Die Schuhe waren auf einmal spottbillig in der Stadt geworden; man konnte sie weit unter den Fabrikpreisen kaufen, nämlich im Konkursausverkauf bei Friedrich Hasselmann. Geradezu nachgeworfen wurden sie da einem jeden, der sich nur blicken ließ. Dieser Hasselmann aber — das muß man sagen — behielt trotz alledem den Kopf oben. Es war das alles doch nur eine Folge der „augenblicklichen schlechten Konjunktur“; er wird schon wieder aufkommen — mit irgend etwas anderem — dieser geschickte Mann, der in allen Sätteln gerecht ist. — Vorläufig verkaufte er selbst und in eigener Person, nur im Auftrage des Konkursverwalters, das Lager aus und machte noch seine schlechten Wiße dabei. . . .

Wem aber dabei alles vergangen war, wem das Herz dabei blutete und wer schier daran zugrunde gehen wollte, — das war Sophie, die arme junge Frau des leichtfertigen Mannes; und wer zu alledem wettete und fluchte, daß die Wände dröhnten, das war der Schwiegervater. Später biß er die Zähne zusammen vor innerer Wut gegen diese Art von Schwiegersohn, gegen die Tochter, gegen die eigene Frau, gegen sich selbst, gegen die ganze Welt. Er hatte es ja im voraus gewußt, wie es kommen würde mit dem Saufewind! Es war ihm beinahe wie eine Genugtuung. —

Einige Wochen waren ins Land gegangen. Der böse Fall schien so gut wie verschmerzt; Fritz Hasselmann hatte inzwischen — regsam, wie er von Natur aus war — wieder ein Unterkommen als Buchhalter in einer Brotfabrik gefunden. Der Meister aber arbeitete nur um so kräftiger in seiner Werkstatt, als wollte er bei der schweren Arbeit alle den Kummer und Aerger vergessen. — Da fuhr eines Tages ein Wagen vor des Meisters Hause vor, ein hübsches Stadtwägelchen, ein Zweispänner mit blinkendem Nickelgeschirr und schön lackiertem Lederzeug.

Der Meister trat behende herzu; es konnte wohl sein, daß er ein frisches Eisen auslegen sollte. Dem aber war nicht so. Der freundliche Herr mit der goldenen Brille, der dem Wagen entstieg war, wandte sich alsbald an den Meister mit den Worten:

„Herr Schmiedemeister Peter Hell — wenn ich die Ehre habe?“

„Peter Hell, — ja, so heiße ich —“ war die einfache, aber etwas verwunderte Antwort.

„Ich komme . . .“ fuhr der andere freundlich fort und nahm dabei aus seiner Brusttasche ein ziemlich starkes Altentstck in blauem Umschlage; „ . . . nicht wahr, der Kaufmann und Schuhwarenfabrikant — das heißt der frühere Schuhwarenfabrikant — Friedrich Hasselmann ist Ihr Schwiegersohn?“

„Freilich,“ machte der Meister da barsch und sah auf einmal überaus finster drein.

„Schön; und es ist doch richtig, daß Sie für selbigen Friedrich Hasselmann eine Bürgschaft übernommen haben? Eine Bürgschaft in Höhe von zehntausend Mark? Hier ist sie — im Original.“

Damit nahm der freundliche Herr das Papier aus dem Altentstck heraus und reichte es dem Meister hin, behielt es dabei aber fest in der Hand. . . .

„Ja, den Teufel auch,“ so brauste da der Meister auf und schlug sich mit der rechten Hand herb auf die breite Brust mit dem steifen Schurzfell. „Wenn Sie alles das so genau wissen — ja, wozu in aller Welt fragen Sie einen da noch?“

„Nun, nun, Herr Hell,“ war die immer noch freundliche und begtigende Antwort; „es muß doch alles seine gute Ordnung haben. — Können Sie,“ fuhr er dann fort, und zwar womöglich noch freundlicher als zuvor, „können Sie den Betrag in bar entrichten?“

„In bar entrichten?“ schrie da der Meister auf und schaute entsetzten Auges drein.

„Ja,“ war die Antwort des freundlichen Herrn; „darum handelt es sich. Dazu bin ich hier. Ich bin nämlich — gestatten Sie mir, daß ich mich Ihnen vorstelle — mein Name ist Brodt; ich bin der gerichtlich bestellte Konkursverwalter in Sachen Hasselmann, Friedrich Hasselmann.“

Zehntausend Mark! Bar auf den Tisch gelegt! Wo sollte der Meister dieses viele Geld mit einem Male hernehmen? Es war aber wirklich so; es wurde von ihm ernstlich verlangt. Das Bankhaus verlangte das Geld, und zwar gleich, sofort. Zwar wirtschafteten diese Gebrüder Seligmann mit Millionen, aber es stand wohl alles mehr auf dem Papier. Bar Geld war gerade knapp. Der Meister Hell hatte wohl so viel. Er hatte sich ja auch dafür verbürgt. Also her damit; gleich, sofort! —

Ganz verzweifelt stand der Meister da. Was bisher nicht die härteste Arbeit und nicht das heißeste Feuer bei ihm fertiggebracht — jetzt geschah es: der helle Schweiß brach ihm von der Stirne und rieselte ihm in großen Tropfen langsam hinunter in die finster zusammengezogenen Augenbrauen. . . .

Dreitausend Mark — ja, die konnte er zur Not aufbringen; freilich war er dann so gut wie fertig mit allem, und seine Werkstatt machte er dann am besten schon gleich zu. Woher aber die weiteren siebentausend Mark nehmen? —

„Nun, nun,“ meinte der ewig freundliche Mann,

der Konkursverwalter; „wir sind wahrhaftig nicht so! Wir sind keine Unmenschen, wir nehmen auch die dreitausend Mark — in der Hoffnung auf mehr!“ —

Das Geld wurde tatsächlich innerhalb einiger Tage zusammengebracht; aber nicht lange darauf erschien der freundliche Herr von neuem. Diesmal aber war er doch um eine Schattierung ernster, und als er gar erst wieder und wieder kam und nichts mehr erhielt, weil der Meister eben nichts hatte, — da wurde der freundliche Herr Brodt einfach siedesackgro, und laut schrie er den Meister beim Herausgehen in der Tür stehend an: „Wenn Sie jetzt nicht innerhalb drei Tagen die siebentausend Mark bezahlen und einhundertundzwanzig Mark dazu für meine Kosten, — dann lasse ich Ihnen Haus und Hof versteigern . . .“

Da wurde auch der Meister groß und wild zugleich; die Wut über all das packte ihn; mit erhobener Faust ging er dem Menschen nach, und nicht weil hätte geführt, er hätte ihn niedergeschlagen. Im Heben der Hand war ihm die bessere Einsicht gekommen; er ließ Arm und Faust sinken und gab dem Manne da nur im Hinausgehen noch einen leichten Stoß wider die Schulter — woran der aber gerade schon genug hatte. . . .

In tiefstes Weh versunken, saß das alte biedere Ehepaar nun den ganzen Tag und den Abend über beieinander. Die Frau suchte immer noch zu trösten; sie hoffte noch: sie dachte an irgendein Wunder, das eintreten könnte. Sie besaß heimlich zwei Lotterielose, — vielleicht daß wenigstens eines davon mit einem Treffer herauskam. Oder — wenn der Stephan

plötzlich heimkam und einen Sack Geld mitbrachte! Ach, er war ja allezeit so fleißig und verdiente als Geldschrankbauer, der er war, so viel, so viel! — Schließlich aber kam sie auf einen Gedanken, der doch praktischer war und näher lag.



„Herr Schmiedemeister Peter Hell — wenn ich die Ehre habe?“

„Hr einmal, Peter,“ begann sie und legte dem Manne voll innigster Teilnahme die Hand auf die Schulter. „Ich wünschte noch einen, der uns helfen könnte.“

„Wer soll das sein?“ fragte dumpfen Tones der Mann.

„Der . . . Onkel Kimmel . . .“

„Haha,“ lachte da in bitterem Hohne der Mann auf. „Der? Hast du es denn ganz vergessen, wie wir es ihm mit der Sophie gemacht haben?“

„Nein,“ war die Antwort; „aber ich meine trotz dem, er hilft uns, — namentlich wenn ihn die Sophie selbst darum anspricht.“

„Frau! Wo denkst du hin! Das darf niemals geschehen,“ erwiderte aufs äußerste erregt der Mann.

„Dann tue du es,“ fuhr die Frau fort. „Ihr waret ja allezeit so gut Freund miteinander.“



„Ja, gut Freund — das waren wir; bis wir ihm den Streich mit der Sophie

„Hör einmal, Peter,“ begann sie, „ich müßte noch einen, der uns helfen könnte.“

spielten. Da war's aus, und mit Recht. Sie hätte ihn damals nur ruhig nehmen sollen . . .“

„Ja,“ bestätigte auch die Mutter; „es wäre wahrhaftig besser für sie gewesen.“

„Dafür mußte sie dem andern zuliebe ihren Kopf durchsehen.“

„Es war ihr Unglück,“ jammerte die Mutter.

„Siehst du das jetzt ein?“

„Was müßt jetzt alles Klagen und Besserwissen?“ so mahnte die Frau. „Wir müssen uns zu helfen suchen. Peter! Tue mir's zu Gefallen. Geh zu ihm. Der Kimmel gibt es dir. Er hat das viele, viele Geld . . .“

„Je mehr einer hat, desto fester hält er am Gelde, und das ist auch recht so,“ knurrte der Mann; dann aber setzte er hinzu: „Aber mag es sein, ich will es versuchen; es ist ein schwerer Gang, der mir da zugemutet wird; aber ich tue ihn, es wird das letzte sein . . .“

Der Meister tat wirklich den Gang, aber leider tat er ihn umsonst; nicht daß er abschlägig beschieden ward, aber Herr Kimmel — war verreist. Gerade in diesen letzten Tagen hatte er sich aufgemacht und war davongefahren. Er liebte es, so kleinere und größere Reisen zu machen; er hatte es ja dazu. Seine Haushälterin mußte nicht, wohin er gereist war, noch wann er wiederkäme; nicht einmal seine Adresse hatte er zurückgelassen; so konnte man ihm nicht einmal schreiben.

„Er wird wohl gewußt haben,“ brummte da der Meister unwirsch bei sich, „warum er das so gemacht hat. Er hat etwas geahnt, der alte Geizkragen . . .“

So hatte also auch die letzte Hoffnung getrogen! Die Sache ging ihren Gang. —

Die Versteigerung war richtig und in aller Form Rechtsens ausgeschrieben; keine sechs Wochen waren vergangen, da brach der schrecklichste aller Tage für das arme alte Ehepaar an. Sie meinten, sie könnten den Tag nicht überleben . . .

Die Herren vom Gericht waren zu der Versteigerung aus der Stadt ganz besonders herausgekommen. Es sollte dies noch eine Wohlthat sein, eine Rücksichtnahme auf den alten biederen Mann, der in seiner Treue und Arbeitsamkeit auch in der Stadt wohlbekannt war. Die Herren meinten, es würden sich so eher einige Liebhaber für das Anwesen einfinden, wenn es nicht drin in der finsternen Amtsstube des Gerichts, sondern draußen an Ort und Stelle selbst versteigert würde.

Sie waren beizeiten abgefahren, und um Punkt zehn Uhr vormittags hielt ihr Wagen vor der Schmiede. Seltsam! Keine Esse rauchte hier; kein Feuer knisterte auf dem Herde! Die Werkstatt lag still und öde, und auch das Haus war fest verschlossen; an den Fenstern waren die Läden vorgelegt. —

Ganz verstört standen die Gerichtsherren mit ihren Akten vor der geschlossenen Thür. Die da drin werden sich doch nicht das Leben genommen haben? Die Frage stand auf den Gesichtern der ernstesten Stadtleute.

„Lassen Sie einen Schlosser kommen!“ so befahl der Amtsgerichtsrat dem Gerichtsvollzieher. Dieser aber schlug noch einmal



Er hob den schweren Hammer über sich und rief: „Wehe dem, der meine Schwelle betritt.“

mit der geballten Faust fest wider die Thür und schrie dabei laut: „Heda! Aufgemacht! Im Namen des . . .“

Da sprang plötzlich dieselbe Thür weit auf, und in der breiten Oeffnung stand Meister Peter Hell. Er

hatte sein Schurzfell um; die Hemdärmel hatte er weit aufgekrempt und in der rechten Hand trug er den mächtig großen Zuschlaghammer. So stellte er sich groß und breit, kräftig und gewaltig auf die Schwelle. Er hob den schweren Hammer über sich und rief dazu ganz wild und vermischt: „Wehe dem, der meine Schwelle betritt! Mit dem Hammer hier hab' ich mir das Haus verdient — und mit dem Hammer hier schlag' ich jeden nieder, der es mir nehmen will.“

Ganz verdußt standen die Herren vom Gericht. Das war ihnen noch nicht vorgekommen.

„Das ist ja ein ganz rabiater Patron,“ brummte der Amtsgerichtsrat für sich; dann aber begann er amtlich zu reden, indem er anhub: „Lieber Mann, in Ihrem eigensten Interesse haben wir den Termin hier an Ort und Stelle anberaunt . . .“

Der Meister aber hörte gar nicht darauf; er hielt mit der Rechten den Hammer immer noch hoch erhoben, mit der Linken aber wehrte er den Gerichtsvollzieher kräftig ab, der sich richtig zwischen dem Meister und dem Türpfosten hindurchzuwinden suchte.

„Das ist ja Widerstand gegen die Staatsgewalt,“ zischelte der Gerichtsvollzieher ärgerlich und boshaft.

Keiner mußte aber etwas Ernstliches gegen den starken Mann da zu unternehmen. Da bogen sich plötzlich von innen her ein Arm und eine Hand vor. Die Hand — eine derbe, aber mager, ausgearbeitete Frauenhand — griff dem Meister nach dem Arme und faßte den Hammer unten fest am Stiele. Zugleich legte eine zweite Hand sich ihm sanft auf die breite Schulter, und eine Stimme sprach: „Laß es gut sein, Peter; du hast das alles nicht verschuldet. So wirst du aus all dem schon noch herauskommen — ohne den Hammer da . . .“

Seltamerweise ließ da mit einem Male der Mann seinen Hammer sinken; er wandte sich nach rückwärts, umfing die Frau, die das gesagt, mit beiden Armen um den Leib und schritt so mit ihr durch alle die Gerichtsleute hindurch, und wer sonst dabei war, hoch erhobenen Hauptes dahin, auf die Straße hinaus . . . mochten die da mit Haus und Hof jezt machen, was sie wollten. . . .

Am Abend aber schlüchen sich beide in das Haus wieder ein, das ihnen jezt ja nicht mehr war.

Es war für ein Spottgeld — keine dreitausend Mark — der Bank zugeschlagen worden, die eine erste Hypothek darauf stehen hatte. Sonst hatte niemand darauf geboten. . . .

Am Morgen darauf saß das Paar in schwerer Trauer in der Wohnstube beisammen.

Es wurde Zeit für sie, darüber nachzudenken, was denn nun weiter aus ihnen beiden werden sollte. Zum wenigsten mußten sie doch das Haus räumen. Es hieß also, die Habseligkeiten zusammenpacken und fortziehen, fort — irgendwohin in die Welt. —

„Wir gehen zur Sophie,“ sagte die Mutter.

Unmutig schüttelte der Mann den wirren Kopf dazu.

„Ja,“ machte die Frau, „wo sollen wir sonst hin?“ Der Meister wußte keinen Bescheid zu geben; er verlor sich in ein stilles Brüten.

Da trat unverhofft jemand in die Stube; aber keines von den beiden machte viel Befens von ihm; kaum daß sie ihn begrüßten; es war — Herr Kimmel.

Sogleich begann er eifrig und mit vielem Wortschwall die armen Leute zu beklagen.

„Ach, Peter, Peter!“ jammerte er laut und kläglich. „Was für ein Unglück! Siehst du nun den Sauswind, dem du die Tochter ausgeliefert hast? So ein Nichtsnutz und Tunichtgut! Das sind die jungen Leute, nach denen die Mädchen gucken. Nicht eher haben sie Ruhe, als bis sie so einen Windbeutel haben, und dann sehen sie die Bescherung. Ach Peter, ich hab' es ja immer gewußt: der Mensch bringt euch noch einmal ins Unglück. Das schöne Haus versteigert! Wär' ich nur hier gewesen, es wär' gewiß nicht vorgekommen . . .“

„Siehst du, Peter,“ flocht da die Meisterin ein; „ich habe es ja gewußt, Onkel Kimmel hätte uns geholfen.“

„Aber ganz sicher, Frau Hell,“ bestätigte ihr Herr Kimmel noch einmal ausdrücklich. „Niemals hätte ich Sie so in der Klemme sitzen lassen.“

„Ich bin dir dankbar für den guten Willen,“ sagte darauf dumpfen Tones und mit tief nieder gebeugtem Kopfe der alte Schmied. „Aber was tut das jezt? Es ändert an der Sache nichts mehr.“

„Ich war leider etliche Wochen verreist,“ fuhr Onkel Kimmel fort, „ich mußte wirklich dringend fort. Um wie viel handelte es sich denn bei der ganzen Sache?“

„Um noch keine dreitausend Mark!“ war die gedrückte Antwort des Schmiedes.

„Was du sagst! So wenig! O du armer, armer Mensch! Und darum mußt du Haus und Hof verlieren!“

„Ja, es ist ein Verhängnis!“

„Warum hab' ich das nicht gewußt!“ jammerte der Freund weiter. „Warum habt ihr mir das nicht noch rechtzeitig gesagt, — oder doch wenigstens noch geschrieben! Sofort hätte ich euch das Geld gegeben!“ —

Währenddem war noch ein anderer ins Zimmer getreten; bei all der Aufregung hatte ihn zunächst keiner bemerkt. Es war derselbe Gerichtsvollzieher, der am Tage vorher hier seines traurigen Amtes gewaltet hatte. Er hatte aufmerksam zugehört und genau verstanden, was gesagt worden war.

„So!“ sagte er dann sogleich seinerseits. „Wenn die Sachen so liegen, dann ist es noch nicht zu spät.“

„Noch nicht zu spät?“ fuhren da der Meister und die Meisterin beide freudig auf, während Herr Kimmel etwas stark betreten dreinschaute. . . .

„Nein, durchaus nicht zu spät,“ fuhr der Gerichtsvollzieher fort, der jezt ganz zutunlich zu dem Meister Schmied war — wo er ihn ohne den verfluchten Zuschlaghammer wußte. . . .

„Eben deswegen bin ich ja hier, um Ihnen von Gerichts wegen mitzuteilen — Sie waren ja gestern beide so unversehens verschwunden — mitzuteilen, daß der Zuschlag auf das Gebot der Bank in Anbetracht der Umstände auf vierzehn Tage ausgesetzt ist. . .“

„Und was heißt das?“ fragte, immer noch arg wirr im Kopfe, aber schon durchleuchtet von einem Strahle beglückender Hoffnung, der Meister ganz atemlos.

„Es heißt das,“ war der Bescheid des Gerichtsvollziehers, „in diesen vierzehn Tagen können Sie mit dem Anwesen noch machen, was Sie wollen; und da — wie wir ja eben gehört haben — Ihr Freund Ihnen die dreitausend Mark dazu gibt. . .“

„Er gibt sie, er gibt sie!“ schrie freudig die Frau dazwischen. „Der gute Mensch! Er hat es ja freiwillig gesagt!“

Ganz verdukt stand Herr Kimmel da. Diese Entwicklung der Dinge hatte er wirklich nicht gewollt und nicht vorausgesehen. . .

„Ja, ja,“ so bestätigte noch einmal zum Ueberfluß der Gerichtsvollzieher, der so etwas zu merken schien und den Leuten helfen wollte, in sehr ernstem und bestimmtem Tone, „ich war ja Zeuge, als die Worte fielen.“

Da blieb Herrn Kimmel nichts anderes übrig; er mußte gute Miene zum bösen Spiel machen; er spielte den großmütigen Wohltäter. . .

Dankbar fiel ihm die Frau um den Hals. Der Meister nahm ihn bei beiden Händen und drückte sie ihm so kräftig, als hätte er sie damit in den Schraubstock gespannt. Laut schrie Herr Kimmel davon auf; weiß nicht, ob's vor Schmerz war ob dem gewaltigen Händedruck oder vor Schmerz darüber, daß er nun doch die dreitausend Mark hergeben mußte. . .

Tatsächlich blieb Meister Hell in Besitz von Haus und Hof. Der Rentner Kimmel trat gegen Hinzahlung jener dreitausend Mark und Tragung der Kosten in alle Rechte der Bank ein, und schließlich war er damit noch ganz zufrieden, denn sein Geld stand „bombensicher“ und wurde ihm gut verzinst. Die Werkstatt ward fröhlich wieder aufgetan, weit aufgetan, lustig sprühten die Feuer wieder auf dem Herde, und das Hinkefang der Hämmer ging vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Gebrüder Seligmann aber bekamen eine Hypothek an zweiter Stelle eingetragen; sie geduldeten sich damit, sie waren wirklich keine „Unmenschen“. —

Ein Jahr darauf aber erhielten sie alle insgesamt ihr Geld zurück — bar auf den Tisch gezahlt. Es war ein ganz unvorhergesehenes Ereignis eingetreten, — nicht etwa daß die Frau Meisterin auf eines ihrer beiden Lose, die sie heimlich spielte, einen Haupttreffer gemacht hätte, — ach nein, beide Lose waren als Nietten herausgekommen. Aber dafür war ein anderer Glücksfall eingetreten, — ein noch viel größerer!

Eines Tages war der Stephan wieder da!

Wahrhaftig, er war's in eigener Person. Freilich, stark verändert war er doch. Ganz breit und behäbig war er geworden. Sein früheres ledes Schnurrbartchen war so gut wie weg. Dafür sproßte ihm rechts und links der Backen der blonde volle Bart; er sah damit um ein Haar so aus wie ein echter Engländer. Unter den Engländern war er ja auch so lange gewesen, wenn auch nicht unter den eigentlichen Engländern, die daheim auf der englischen Insel wohnen, sondern unter denen, die auf der weit größeren Insel Australien sitzen und da ihre weitläufigen Geschäfte treiben.

Dortzulande wird aber bekanntlich so unmenschlich viel Geld verdient, daß man die Geldschränke gar nicht groß genug und vor allem nicht sicher genug bekommen kann. Das war ganz der Ort für unseren Stephan Hell, der sich gerade auf das Bauen von Geldschränken versteht wie keiner, und so verdiente auch er ein unmenschliches Geld da draußen, und davon brachte er richtig einen ganz ansehnlichen Posten mit heim, — so viel, daß es ihm gar nichts verschlug, etliche tausend Mark dem Herrn Kimmel und sonstwem gleich auf den Tisch hinzuzählen. —

So nahm alles schließlich noch einen fröhlichen Ausgang.

Was aber den Unglücksmanne betrifft, der diese schrecklichen Dinge angestiftet, nämlich den „Bruder Sausewind“, den talentvollen jungen Menschen mit der eigenartigen Handschrift, mit den hochfliegenden Plänen und der großen Zukunft, — so ward er bis auf weiteres kurz gehalten, — und es ging auch so. Sophischen ist noch ganz glücklich mit ihm geworden. Das Selbständigwerden aber ist ihm gründlich verleidet worden.

Es leistet auch keiner mehr für ihn — Bürgschaft.

Mit offenem Aug' durch deutsches Land!

Von A. Wilde.

„Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schiebt er in die weite Welt, dem will er seine Wunder weisen in Berg und Tal, in Wald und Feld.“ Ja, es ist wohl ein Gnadengeschenk, wenn der Mensch hinaus darf aus den Banden des täglichen Berufs, aus dem engen Hause in die grüne, die köstliche Welt. Wenn der Herr, der das alles erschaffen hat, uns selber den Weg weist, immer von einem Schönen zum andern. Und wenn er unsern Schritt hinlenkt auch zu Menschenwerken, die groß und bedeutend anzuschauen sind.

Solches Geschenk macht der Herrgott vielen von uns. Nun freilich nicht allen. Zu gar manchem spricht er, daß er's ihm anders beschlossen hat. Und muß auch so zufrieden sein. Wem es aber vergönnt ist, sich in der Welt umzuschauen, der macht wohl auf recht verschiedene Art Gebrauch davon. Da schnauft der eine mit dem Automobil durchs Land, daß die Staubwolken nur so wirbeln, und man ihn länger riecht als sieht. Der andere setzt sich gar ins Luftschiff, kostet ja für wenige Stunden nur ein paar hundert Mark, blickt von oben auf alles hernieder,